

# Flörsheimer Zeitung

Zugleich Anzeiger für den Rheingau

**Ersteinst** Dienst, Donnerst., Samst., Sonnt. — Druck und Verlag von Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. M., Kartäuserstraße Nr. 8. — Verantwortlicher Schriftleiter: Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. Main.

**Anzeigen** kosten die sechsgepaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. — Reklamen die sechsgepaltene Petitzeile 55 Pfg. — Bezugspreis: monatl. 45 Pfg., mit Bringerlohn 50 Pfg., durch die Post 1.70 fürs Vierteljahr.

Nummer 156.

Montag, den 24. Dezember 1917.

21. Jahrgang.

## Sur Kriegs-Weihnacht 1917!

### \* Kriegs-Weihnachten! \*

Blutrot der Glanz der Weihnachtskerzen  
Und stählern, fest und treu die Wacht,  
Voll neue Hoffnung alle Herzen  
In „stiller Nacht, in heiliger Nacht“.

Es tobt die Schlacht, es sprüht das Feuer  
Und doch klingt wunderfame Mär  
In all das graue Angeheuer:  
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“

Drum laß doch endlich Friede werden  
Und mach die Völker all bereit,  
Daß Friede, Friede sei auf Erden,  
Du „gnadenbringende Weihnachtszeit!“  
Heinz H. Roth.

### \* Es ist ein' Ros' entsprungen \*

Zum vierten Male im Weltkriege verkünden heute Nacht die Glocken durch alle Lande die Geburt des Erlösers. Verkünden es durch die friedlichen Täler, jubeln es bis zu den graufigen Feldern des Todes, weit draußen wo Schlachten toben. Wie vor zweitausend Jahren strahlen die Sterne in die Winternacht, sehen dieselben Menschen wie damals sehnsüchtig harrend des Friedensfürsten. In stillen Kammern sitzen Millionen Mütter bangend und zusehend, sitzen verlassene Kinder die frohe Mär erwartend; harren Millionen des Friedens. Millionen aber ist der Hoffnungsstrahl erblichen; für sie wird keiner mehr zurückkommen.

Und draußen, dort wo keine Glocken läuten, wo nur der Geschloß eburner Mund Krieg heulen und der Volschaft höhnen, die einst von Bethlehem ausging, dort stehen wiederum Millionen und fragen anklagend wiederum die strahlenden Sterne. Denn der dort drüben liegt, ebenfalls die Hand am Gewehr haltend, ist er nicht dein Bruder, denkt er nicht dieselben Gedanken, hört er nicht ebenfalls im Geist die Heimatglocken, steht er nicht ebenfalls eine Stube, eine bleiche Frau und weinende Kinder? Eine Leuchtkugel steigt hoch und hüllt alles in blendenden Schimmer. Gräber wölben sich und dort, drinnen nebeneinander gebettet: Freund und Feind. Ueber die Gräber steigt ein Rauschen, das kein Drahtverhau trennen kann. Tiefe, heilige Stille!

Wer erinnert sich nicht dieser Nacht, da er draußen lag, wer wird sie je vergessen? Und wir hören es heute noch und werden es hören bis in die fernsten Tage, als in jener Dezembarnacht 1915 ein Lied über die Schlingengräben klang, als alles aus den Schächten herauseilte und lauschte und wie es drüben bei den Franzosen mitsang: „Es ist ein' Ros' entsprungen...“ In dieser Nacht spürten wir jene Botschaft aus Bethlechem, wie sie vielleicht nie vorher noch nachher Menschen empfunden haben und Menschen empfinden werden.

Heute strahlt wiederum ein Licht im Osten. Wieder zieht leuchtendes Hoffen durch alle Menschenherzen. Im Osten ist das graufige Ringen zu Ende! Ein Jubel braust durch die ganze Welt und zum erstenmal seit vierzig Monaten geht ein befreiendes Atmen durch die Christnacht. Schauen wir rückwärts, dann gewahren

wir erst mit Schrecken wie weit wir uns von jenem Geist entfernt haben, der einst von Bethlehem auszog. In jener Stätte donnern heute Kanonen, Tod und Grausen bringend. Ihr Schall aber wird übertönt von dem Friedensruf der heute von Osten ausgeht, der siegen wird über Kriegstrompeten und Haßgesang. Ein unjagbares Glück zieht durch unser Herz, wenn wir denken, daß im nächsten Jahre ein Weihnachtsfest gefeiert wird, schöner und herrlicher als es je die Welt erlebt. Ein Fest von dem wir sagen können: „von Jesse kam die Art!“

Unsre Blide wenden sich noch einmal nach Westen. Zu jenen, für die die Nachtwache noch nicht vorüber ist.



zu den Millionen, die der Botschaft harren und an die wir uns klammern mit der ganzen Inbrunst unserer Seele. Ihnen soll heute vor allem unser Gruß gelten, der Gruß, der mit dem Jubel von Osten vermischt ist, der auch ihnen die baldige Erlösung verkünden wird. In den frohen Liedern unsrer Kinder klinge es auch ihnen wie aus schönen Jugendtagen wie es einst den Hirten tönte.

Und weiter schweifen unsere Gedanken. Zu jenen, die da gingen und nicht mehr wiederkehren. Ihnen klingt heute ein schöneres Lied. Die zu Hause sitzen und ihre Gedanken nicht loslösen können von den Toten ihnen mag es Trost geben, daß jene nicht umsonst ge-

storben sind. Zu furchtbar haben sich die Ereignisse der vierzig Monate in aller Lebenden Herzen eingegraben, als ein unvergessliches Brandmal. Dieses Mal wird brennen solange wir atmen und es wird uns die Kraft geben die Wiederkehr solcher Schrecken für alle Zeiten und Geschlechter zu verhindern. Daß wir wieder inne werden der Botschaft, die in jener Nacht erklang und die uns einmal in einer zerstörten Kirche verstümmelt aus den Trümmern hervorleuchtete: in terra pax hominibus! Das sei unser Gelöbniß am heutigen Tag. Dem wollen wir unsere Arbeit weihen jetzt und immerdar. Dann wird Trost durch die ganze Welt gehen, die Toten werden auferstanden sein und von der Nordsee bis zum Mitteländischen Meere, vom stillen Ozean rundum durch die ganze Welt bis wieder zum Meer wird es jubelnden wie aus längst vergangenen Jahrtausenden:

es ist ein' Ros' entsprungen  
aus einer Wurzel zart,  
wie uns Propheten jungen  
von Jesse kam die Art!  
W. Th.

### \* Zum Weihnachts-Fest! \*

„Siehe ich verkündige Euch große Freude...“

Bei diesem Ernst der Zeit, mitten im vierten Kriegsjahr, will es uns aber gar nicht leicht werden, uns in die Weihnachtsfreude wie sonst zu versetzen. Denn alle Kinderpoesie des Lichterbaumes und der Weihnachtsgaben scheint in dem blutigen Ernst ersterben zu müssen und Kriegsstimmung und Weihnachtsstimmung scheinen sich ganz entgegenzusetzen und einander auszuschließen. Wenn die Welt immer noch voll Fehde und Feindschaft ist, wenn die Menschheit so voll Klage und Plage ist, wie schwer wird es uns doch da, in alter kindersfroher Freudigkeit zu singen von der „fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit!“ Ja, es könnte sogar scheinen, als gelte die Weihnachtskunde von Freude und Friede nun nichts mehr, sondern vielmehr nur noch das Kampfeswort Jesu: Ihr sollt nicht wähen, daß ich gekommen bin Friede zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert! Denn die seltsame, gnadenbringende Zeit ist die Zeit von Blut und Eisen, von Streit und Leid, von Not und Tod.

Weihnachten im Weltkrieg! Und doch, Friede auf Erden — diese Botschaft ergeht an alle Welt. Sie ist der Freudruf Gottes an die Menschheit, die sich zu ihm retten soll aus der Nacht der Sünde, die sich zu dem Heiland retten soll, um Genesung zu finden. Glaube nur an das Wunder, daß sich Gott in Christus offenbart, glaube an den Heiland Deiner Seele und daran daß alle, die zu ihm kommen, nicht verloren werden sondern das ewige Leben haben. Dann wirst Du sagen: ich freue mich der Weihnachtsbotschaft; denn was soll denn werden, wenn ich dem einzigen, was standhält, mein Herz verschließen würde? Gott ist die Liebe und der Heiland ist geboren, daß ich durch ihn zu dieser Liebe komme. Und du hast recht. Denn gerade in schweren Zeiten ist Gottes Liebe in Christus dein Trost.

Darum sei uns doch willkommen, du liebes Weihnachtsfest, darum rufe es uns auch heute recht eindringlich in unsere Herzen: Euch ist der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr! Ja, laß auch du dir aufs Neue dies die Freudbotschaft des Festes sein: für mich





Ist der Heiland da, Christus, der Retter ist da! Be-  
kommst du vielleicht sonst von keinem Menschen etwas  
geschenkt, hat das Leben, statt Freuden zu geben, dir  
nur viel genommen, hier ist doch dein Weihnachtsges-  
chenk. Auch zu dir will dein Heiland kommen, in  
dein trauererfülltes, sorgenvolles Haus, will mit dir  
gehen durch dein armes, durch eigene oder fremde Schuld  
zerbrochenes Leben und es erfüllen mit tiefer, wahrer  
Freude und dich dessen versichern: Auch dich hat Gott  
lieb.

So sollst aber nicht nur du, so soll unser ganzes  
Volk diese vierte Kriegsweihnachten begehen. Auf-  
schauen zu Gott, aufschauen zu dem blinkenden Stern  
von Bethlehem. Es ist noch immer der gleiche Stern,  
der mit mildem Schimmer den Weissen aus dem Mor-  
genlande den Weg wies. Ihre Vorfahren hatten ihnen  
das große, goldene Geheimnis da oben am nächtlichen  
Himmel überliefert und als ihnen einer der Sterne  
nach langem Harren und Sehnen Verheißung kündete,  
da gab es für sie kein Zögern mehr. Auf machten sie  
sich, dem Sterne nach. So wollen auch wir handeln  
und das Vertrauen nicht sinken lassen. Weihnachten  
soll uns lehren, über das Vergängliche und Irdische  
hinwegzuschauen und zu einem dauernden ewigen Frie-  
den zu kommen. Wie heißt es doch? „Nun aber blei-  
ben Glaube Hoffnung und Liebe, diese drei, aber die  
Liebe ist die größte unter ihnen.“ Das ist das Tor  
des Ewigen im Irdischen. Und wer hält da hindurch  
seinen Einzug? Deutschland, unser Vaterland, Deutsch-  
lands Söhne, wenn sie siegreich heimkehren von blutiger  
Wahlstatt. Gerne werden sie dem Sterne, der ihnen  
zur Heimat leuchtet folgen und im Frieden ihr Tag-  
werk beenden. Viele zwar werden nicht zurückkommen!  
der leuchtende Stern hat ihre Seelen hinaufgeführt.  
Daran ist trotz allem heute Weihnachten kein freuden-  
reiches Fest. Daran sollen wir denken und danach sollen  
wir handeln. Die Wunden gilt's zu heilen, die den  
Freunden und Nachbarn geschlagen sind. Nur die ge-  
meinsame Aufopferung kann helfen und uns dazu ver-  
helfen, die Nacht dieses Krieges siegreich zu durchdringen.  
Ein neuer Stern ging uns in ihr auf und wir verstehen  
sein Zeichen. Er wird uns zum Siege führen! Das  
wollte Gott!

S. 54.

## Kriegs-Weihnacht!

Gold'ner Sterne weite Bahnen  
Schimmern auf in stiller Pracht  
Und der Glocken Stimmen mahnen:  
Freut euch! Es ist heilige Nacht!

Aber nicht wie sonst die Kerzen  
Grühen aus geweihtem Raum,  
Nicht erheben sich die Herzen  
Unterm grünen Tannenbaum.

Auf dem weiten Erdenrunde  
Ringen Völker ohne Zahl  
Und des Friedens süße Kunde  
Dringt in Stätten schwerer Qual.

Ah, vom Kriege schwer getroffen,  
Freund und Feind zum Himmel stöhnt,  
Friede ist ihr einzig Hoffen,  
Der die Welt aufs neu versöhnt.

Friede? Soll er wirklich werden —  
Nur durch Glauben er sich naht,  
Nur aus liebevoller Herzen  
Spriehet der Hoffnung zarte Saat.

Hoffnung, Glaube, Liebe schlingen  
Auch an diesem Fest das Band,  
Das mit Zauberkraft uns bringen  
Kann in unsrer Kindheit Land.

Hofft und glaubet, wunde Seelen,  
Wendet still euch himmelwärts,  
Gott wird euch der Lieb vermählen,  
Er weilt Tröstung eurem Schmerz.

Christus ist den Menschen allen  
Heut durch Gottes Gnade' besichert,  
Laßt es laut zum Himmel schallen:  
Es sei Frieden auf der Erd!

M. H.



## \* Friede auf Erden! \*

Eine Weihnachts-Skizze von Heinz Heinrich Roth.

Langsam senkte sich der heilige Abend hernieder.  
Vom grauen Himmel flohte es weiß in dichten Wirbeln  
herab.

Eine junge Frau mit ihrem kleinen Mädchen bahnte  
sich im Schneegeflüster den Weg zum Elternhaus. Schon  
war sie angelangt. Anrappend öffnete sich das Hostor  
des kleinen schmucken Arbeiterhäuschen und vor der  
Haustüre schüttelten sich die Eintretenden den Schnee  
von den wärmenden Mänteln.

„Jetzt kommt doch's Christkind Mama?“ mit diesen  
Worten zupfte ungeduldig das kleine Mädchen die  
Mutter am Rock.

„Aber schön brav sein und abwarten, Gretel.“  
Der jungen Mutter leuchteten aus dem Dunkel des  
Hausflurs zwei glänzende Kinderaugen entgegen.

Ein heller Lichtschein fiel aus der offenen Küchentür.  
„Großmama, liebe Großmama!“

Und eine ältliche Arbeiterfrau hob ihre kleine Enkelin  
empor.

„War's Christkind schon bei Euch?“  
„Nein, das mußte doch warten, bis unsere kleine  
Gretel da ist.“

„Weiß das's Christkind so genau?“  
„Ja, ja — du gescheites Mädel!“

Zwei weiche Arme umschlangen den Hals der  
„Großmama.“

Man war in die saubere Küche eingetreten. Raum  
war Klein-Gretel von den Armen ihrer Großmutter  
genommen, als sie schon an der Zimmertür lugte.

„Ist da's Christkind drin, Mama?“  
„Ja!“

Da ging die Tür auch schon auf.  
Erst ein atemloses Staunen. Die Pracht blendete  
die Kinderaugen. Dann ein freudiger Schrei aus kind-  
lichem Herzen.

„Da! — Eben ist's Christkind zum Fenster hinaus-  
geflogen“, beehrte die Mutter ihr kleines Töchterchen,  
das das Christkind zu schauen begehrte.

Ein kurzes „Schade!“ von des Kindes Lippen und  
dann ein begehrendes Greifen nach den Geschenken.

## \* Weihnachtsgrüsse aus Jugendland! \*

Von Heinrich Dreisbach.

Weihnachtsfest meiner Kindheit, wie steht du so  
traut vor meiner Seele. Mit mildem, verklärendem  
Schimmer strahlst dein Licht über alle Mühe und Not,  
Krankheit und Sorgen, die das spätere Leben gebracht.  
Wahrlich, wie ein verlorenes Paradies blickst du mein  
sehrender Geist.

Du goldenes Land der seligsten Kinderglaubenszeit,  
wohin hat ein neidisches Schicksal mir deine Gestade  
entrückt? Zeige dich mir, damit ich den Anker meines  
schwankenden Lebensschiffleins an deiner glücklichen  
Rüste auswerfen kann!

Da tauchst du auch schon aus dem Nebelchaos des  
Vergangenen heraus und durch die Zauberwelt der  
Erinnerung will ich dich wenigstens für eine kleine  
Stunde in die Gegenwart zurückbannen.

Willst du, so wie einst Jakob in der Bibel den Engel  
des Herrn mit Gewalt zurückhielt, nicht eher lassen, bis  
du mich gesegnet hast. Gesegnet zu neuer Tat, zu  
neuem Hoffen und Glauben!

— — Dreißig Jahre schweift mein Geist zurück:  
Es ist Weihnachtsabend. Die gute Mutter hat die  
Zuckerherze, die grellfarbigen Papierketten und die Leb-  
tuchensterne an das Tannenbäumchen gehängt. Die  
bunten Lichter hat sie darauf gesteckt und der sechsjährige  
Einzige durfte sogar bei dieser lieben Arbeit helfen.

In das hellblau gestrichene „Gallergatige“ werden  
jetzt noch die Weihnachtsschäfflein gestellt. Sie sind aus  
einem Tonklumpchen, vier Streichhölzern und viel Watte  
gefertigt und schauen aus schwarzen Tintenauglein gar  
fromm und gottergeben in die Welt.

Kein Wunder auch, sind sie doch Nachkommen der  
Schafe, die in jener heiligen Nacht auf Bethlehems  
Fluren das Christuskind in der Krippe schauen durften.

Im breiten Kastenofen hat die Mutter schon morgens  
den lederen Kuchen gebacken. Hübsch braun, mit viel  
Streuzecker, und süßen Rosinen im Leibe steht er dort  
auf der Kommode und ladet zum Mahle ein.

Vom Himmel wirbeln die Glocken nieder. Es hat  
bis zum Nachmittage geregnet. Nun aber sagt die  
Mutter es sei Glatteis draußen und gäbe eine weiße  
Weihnacht.

O wie langsam geht doch heute Abend die Schwarz-  
wälder Uhr mit dem vergoldeten Zifferblatt und dem  
schönen Frauenkopf darauf.

Und derweilen schneit's und schneit's. Das gibt ein  
lustig Fest. —

Es klingelt ab und zu ganz leise und ein frommes  
Gebet aus Kindermund bittet das Christkindlein seine  
Gaben zu bringen.

Da tönt auch die Hostorschelle und ein stapfender  
Schritt kommt durch den Hausflur nach der Küche.  
Heute klingt die Schelle nicht hell und rein wie sonst.  
Nein, sie klappert ganz kläglich.

Das Christkindlein duldet keine Konkurrenz und hat  
der Hostorglocke durch einen dicken Schnee- und Eis-  
umhang den Mund geschlossen.

Desto reiner und heller erklingt nun wieder das  
Schellchen des Christkindes.

Da fangen auch die Glocken der nahen Pfarrkirche  
zu läuten an. Sie singen den alten Sang vom Frieden  
auf der Erde. Schon öffnet sich auch die Tür des klei-  
nen Nebenzimmers, aus dem der Vater tritt.

Er ist von schwerem Tagewerk nach seinem Heim zu-  
rückgekehrt und sagt, daß gerade das Christkind mit ihm  
ins Haus hereingekommen sei.

Ganz kurz nur habe es verweilt. Da der Arbeit  
noch gar viel ihm heute harre, sei es nach Hinterlassung  
seiner Gaben zum Fenster schnell hinausgeflogen.

Deutlich sah da der Junge den Zipfel eines schnee-  
weißen Gewandes in der Dunkelheit verschwinden.

Und wie hübsche Dinge hatte es gebracht! Ein  
Schaufelpferd und eine Arche mit geschnittenen Tieren.

Wer beschrieb den Jubel und die Freude, die  
da in das kleine Herz einzogen und ihren verklärenden  
Schimmer über Menschen und Dinge ausbreiteten, die  
in der Stube versammelt waren.

Das war mein schönstes Weihnachtsfest aus glück-  
licher Kinderglaubenszeit!

Vier Jahre später! Man schreibt Weihnachten 1891!

Wieder jubeln Millionen von Kinderherzen dem  
heiligen Christ entgegen. Millionen Augensterne glän-  
zen und ungezählte Kinderzungen singen die alten,  
schönen Weihnachtslieder.

Ich kann nicht jubeln, kann nicht singen. Kann  
mich nicht freuen über die Gaben, die das Christkind  
mir gebracht. Zwei Bücher sind es mit vielen Bildern  
und heißen: „Der Waldbäuer“ und „Das Leben der  
Tiere“.

Ich sehe sie noch heute alle vor mir, die vielerlei  
Gestalten, die aus diesen Büchern zu mir sprachen:  
Pepee, den Schläfer, Fabian, den geraubten Grafenjohn,  
den schlechten Cuchillo und die tugendhafte und engel-  
schöne Rosarita. Blutdürstige Indianer und ebenso  
starke wie verwegene weiße Jäger, die zuletzt über alle  
ihre Feinde, Menschen wie Tiere, Sieger blieben. Daß  
ich später einmal Präriejäger würde, stand wohl da-

mals festest vor meiner Seele. — Auch aus dem  
Tierbuch habe ich heute noch jeden einzelnen Holzschnitt  
und Farbendruck vor Augen. Reste jener Geschenke  
bewahre ich als Erinnerung an diese kummervollste  
Weihnacht meiner Jugend auf.

Wohl steht der Christbaum wieder in der gewohnten  
Ecke des geräumigen Zimmers und alles ist wie sonst.

Aber mit dem Weihnachtscherub hat auch ein anderer  
Engel sein Kommen angekündigt. Aber sein Gewand  
ist nicht golden und licht, sondern bleich und kalt.

Diesmal steht auch ein Bett in der Stube und darin  
liegt eine schwertrante, sterbensbleiche Frau. Die gute  
Mutter ist's.

Die Ärzte haben ihr in schwerer Operation das  
Kniegelenk aus dem Bein gesägt. Aus dem Herzen  
des zehnjährigen Jungen schnitten sie damit das Glück  
einer ganzen Kindheit heraus.

Weinend und schluchzend berge ich den Kopf in die  
Hände der armen Dulderin und ohne Einfluß auf mich  
bleiben des Vaters tröstende Worte.

Da bringt die Mutterliebe, diese erste und größte  
Macht im Menschendasein, ihr Opfer.

Die schwertrante Frau, die meinen Kummer wahr-  
genommen, überwindet ihre großen Schmerzen. Um  
mich zu trösten, läßt und scherzt sie, bis ihre Kräfte sie  
zu verlassen drohen. Dann beginnt sie noch mit ganz  
seiner und schwacher Stimme zu singen:

„Stille Nacht, heilige Nacht! ...“

Mein Sorgen sind gebannt. Ich glaube wieder —  
für den Abend wenigstens — an das Gesundwerden der  
Mutter. Wer hoffte lieber, als die Jugend?

So besiegte Mutterliebe selbst den drohenden Tod,  
damit an meiner Weihnachtsfreude mir nicht Abtrag  
wurde.

Siebenzehn bange, schwere Wochen sollte es noch  
dauern, bis dem Unerbittlichen doch sein Opfer ward.

Das war die Weihnacht meines ersten, großen  
Jugendschmerzes. —

Wie ein Bild aus Himmelshöhen blieben diese bei-  
den Weihnachtsabende vor meinem Geistesauge schweben.

Sie, und die Erinnerung an die stille Frau, die mir  
heute noch in diesen tannenduftenden Abenden leuchten  
wie ein reiner Stern, sie werden mir bleiben mein  
Leben lang.

Weihnachtsfest — Kinderfest! Laßt es ihnen strahlen.  
Es glänzt durchs ganze Leben!







Unter dem einfachen, aber hübsch gepulhten Lichterbaum waren die Gaben ausgelegt. Niemand war vergessen worden. Praktische Sachen waren es, mit Ausnahme des Spielzeuges für die Kleine, für die Großmutter, den Großvater, Tochter und Enkelin und die blasse Mieterin mit dem blassen Söhnchen an der Hand.

Ihr standen zuerst die Tränen in den Augen, als sie den Jubel des so reich beschenkten Gretels hörte und ihr kleiner Knabe nur mit ängstlichen Blicken zu ihr aufschaute, wie aber dann wieder sein Blick an dem strahlenden Wunder des Baumes hing und die schönen Dinge betrachtete, die ihm das Christkind fremder Leute gebracht hatte.

Da tat auch er einen Freudenstreich des Entzückens, als er mit wichtigen besitzgierigen Mienen die Befichtigung seines Pferdestalles beendet hatte.

„Gottlob“, seufzte da seine Mutter auf, „auch uns ist wieder Weihnachten geworden.“

Ihre Augen schweiften über das Grün des Tannenbaumes und ihre Augen sahen einen anderen Tannenbaum. Denn unter einem Tannenbaum schlief der, der ihr war, an dem Platz, wo ihn das tüchtige Geschloß des Feindes auf einsamem Posten getroffen hatte. — Voriges Jahr, da war er noch dagewesen; auf Urlaub.

Da schredte sie aus ihren Gedanken auf. Die beiden Kleinen zeigten sich gegenseitig, „was's Christkind gebracht.“

Die Blide der jungen Hausdchter gingen in die Ferne, zum Gatten hin, ins Feindesland.

„Ob auch Friedrich Weihnachten feiern kann?“ frug diese in leisem Ton.

„Sie sind alle — Kämpfer draußen“, entgegnete ihr der Vater und die Mutter gab ein „Hoffentlich“ dazu.

Sie lauschten. . . . Von draußen kam das Läuten einer einsamen Glocke, der einzigen, die der Heimat geblieben war.

Da kam die Schwere der Zeit und legte sich neu auf ihre Herzen.

Aber die wenigen Lichter des Baumes strahlten umso heller und die Feuerzüngelein redeten in ihrer Sprache, still, weisend und feierlich vom Fest der Liebe. . .

Echtes deutsches Weihnachten, Kriegsw Weihnachten hielten da die Menschen. Den Kranken und verwundeten Soldaten hatten Großvater, Großmutter und Tochter schon vorher gesendet, hinaus zu den Kämpfern hatten sie Gaben gesandt und der armen Kriegerwitwe im Hause und ihrem unschuldigen Waisenkind hatten sie ein Weihnachten gegeben.

Die Großmutter hatte die Bibel von der Kommode geholt, die Brille aufgesetzt und las die Worte der heiligen Schrift vor, „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Großvater aber hatte einen verstaubten Kasten herbeigeholt. Seit langer Zeit griffen zum ersten Male wieder seine arbeitsgewohnten Hände in die Saiten der Zither.

Man wurde wieder jung. . . .

Ganz wie früher, als die Tochter noch in der Schule ging, sollte es sein. Die schaute in die verglimmenden Lichter des Baumes und ihre noch frische Frauenstimme sang das alt-ehrwürdige Lied:

„O du fröhliche, o du selige,  
Gnadenbringende Weihnachtszeit.  
Welt ging verloren,  
Christ ward geboren,  
Freue dich, freue dich  
O Christenheit!“

Das Lied war verklungen. Leise zitterte der Klang noch nach.

Da ward es wieder „Friede auf Erden.“

## \* Der Weihnachts-Urlaub. \*

Von Wilhelm Scharrelmann.

Wie ein Lauffeuer war es durch Pilsballe und Dimeersgang gegangen: Zipperlein ist da! Zipperlein ist auf Urlaub! Der Zipperlein! Es war schier nicht zu glauben. Direkt aus der Türkei war er gekommen, — und nun sah er in der Stube der Fräulein Lammers in der Pilsballe und erzählte von seinen Heldentaten.

Himmel ja, was für ein Kerl er doch war! Da war es schließlich kein Wunder, wenn er einen so ungewöhnlich langen Weihnachtsurlaub hatte, aber schwer zu verstehen war es, wie man da unten so lange ohne ihn fertig werden wollte. Nun freilich, der Zipperlein würde schon vorgesorgt haben. So leichtsinnig war der nicht, und wann er seinen Posten verließ, konnte er es gewiß mit ruhigem Gewissen. Hatte man ihn vielleicht ohne Grund zum Unteroffizier gemacht?

Erzählen Sie! sagte Fräulein Lammers, die vor Freude über Zipperleins unvermutete Ankunft rein außer sich war, erzählen Sie!

Und Zipperlein erzählte. Fräulein Lammers hielt die Hand hinter das linke Ohr, mit dem sie immer noch etwas besser hörte, als mit dem andern zitterte heimlich bei jeder Granate, die an Zipperlein vorbei gegangen war, und sah ihn aus ihren runden Augen, ärtlich und besorgt an.

Abends kamen die ersten Neugierigen. Diese Hanken, die Plätterin, Wästrosch, der Schneider, der hagere Knüll, und der bide Sped — der selbst im dritten Kriegsjahre nicht viel dünner geworden war, und sich so nachdrücklich und wichtig auf einen Stuhl niederließ, daß es knackte.

„Haha! schrie Knüll, und: so müssen Sie's kriegen! rief Sped, als Zipperlein von den schounddreißig Gefangenen erzählte die er vor wenigen Wochen noch mit einem Gefreiten und einem Mann gemacht habe, und der Schneider schrie Hurra! und fuchtelte mit den Armen, als schwenkte er eine Fahne.“

Zuletzt hielt es den Schneider nicht länger. Er gab Zipperlein einen vertraulichen Puff in die Seite. . . . wie es denn mit den Mädchen da unten stehe und ob er auch viele Herzen gebrochen habe?

Hm! machte Zipperlein und räusperte sich. Dann kniff er das eine Auge zu, — darauf das andere und zwirbelte dabei vielsagend seinen Schnauzbart.

Das seien Dinge — hm! — über die — hm! — man am besten schweige. . . . Temperament genug hätten die Schwarzzügigen da unten, — das könne er sagen. Das mache die Klasse. Jawoll! Wild wie die Kagen, sozusagen. O, er könne mehr als eine Geschichte davon erzählen. Dämmer sei er gerade nicht geworden — in der Zeit — hm!

Fräulein Lammers fror das Wort im Munde, als sie ihren früheren Zimmerherrn so reden hörte.

Rein Gott, ihr Zipperlein? Das hätte sie nicht von ihm gedacht! Niemals!

Ihr war, als sei etwas in ihr in Scherben gegangen, das nie wieder heil zu machen war. Am weitendsten war sie auf den Schneider. Warum braucht er die Rede auf solche Dinge zu bringen!

Zipperlein hob sein Glas mit dem letzten Rest des Teeputsches, den Fräulein Lammers zur Feier des Abends spendiert hatte, sah sich mit Feldherrnblick im Kreise um und sagte: Das zarte Geschlecht! Wo immer es sei! Hurra!

Dabei sah er Fräulein Lammers an, so unschuldig und strahlend, wie er nur aus seinen wasserblauen Augen bliden konnte.

Aber Fräulein Lammers begnügte sich damit, sich die Schürze glatt zu streichen und blieb verstummt.

Stumm leuchtete sie ihm eine halbe Stunde später in seine Stube hinaus. Denn selbstverständlich wollte er seinen Urlaub in der Pilsballe verbringen — und während der Zeit wieder seine frühere Stube bewohnen.

Oben war noch alles unverändert. Es war rührend. Nur eine Bartbinde, die der Friseur vergessen hatte, der nach ihm das Zimmer bewohnt hatte, und die noch verloren an einem Nagel hing, war das einzige, was Zipperlein daran erinnerte, daß in der Zwischenzeit ein anderer hier oben gehaust habe.

Das Bett war etwas klamm, aber die Ueberzüge waren wie eben aus der Lade genommen und wohl wie die Unschuld. Sogar ein paar Holzschilde brannten im Ofen.

Zipperlein schlief wie ein Murmelstein.

Am anderen Tage ging er und machte Besuche. Am meisten freute er sich auf Plumbom.

Der Auktionator sah und rechnete, den diden Kopf mit den Hängebäden tief auf die Pultplatte gebeugt, als er eintrat.

Zipperlein! schrie er und purzelte von seinem Schemel auf den Fußboden.

Jawoll! sagte Zipperlein.

Nicht möglich! Na, das muß man sagen! Was nicht aus einem Menschen werden kann!



Herablassend schaute sich Zipperlein in dem kleinen Kontor um. Da stand die Wasserflasche, in der im Sommer die Fliegen ertranken, das verschliffene grüne Rolo hing noch immer vor dem Fenster, und eben so schlief ausgerollt wie früher. Nur die Pulte wiesen ein paar Tintenlecke mehr auf wie früher.

Erlebnisse gehabt, was? schrie der Auktionator.

Freilich! sagte Zipperlein.

Donnerwetter! Nie gedacht, daß Sie so weit in der Welt rumkommen würden. Der Krieg kriegt doch einiges fertig.

Bitte! sagte Zipperlein und zog die Kragenzipfen einen Zoll höher. Er stellt die richtigen Leute auf den richtigen Platz!

Na, wird mir eine Freude sein, einen so weit gereisten Mann wieder einzustellen, wenn Friede ist! Hehe!

Dante, sagte Zipperlein trocken, und wandte sich zum Gehen verzichte. Werde mich selbständig machen.

Was? sagte Plumbom. Der Tausend! — So bleiben Sie doch noch! Das müssen wir genauer besprechen!

Nicht nötig! sagte Zipperlein, weiß allein, was ich zu tun habe! und fort war er.

Erst zum Mittagessen kam er heim.

Fräulein Lammers war immer noch merkwürdig still. Freilich, sie hatte auf den Tisch gebracht, was sie nur hatte aufreiben können, und war freundlich wie immer. Aber es war etwas zwischen ihnen. Zipperlein fühlte das ganz deutlich. Wenn ich bloß wüßte, was sie hat? dachte er grübelnd.

Abends, in der Dämmerung, geht er hinunter zu ihr, einen großen Entschluß in der Brust.

Fräulein Lammers hat ein paar Kessel in die Bratbüchse gelegt und ist eben dabei, ein winzig kleines Tannenbäumchen mit Kesseln und Zittergold zu schmücken.

Behaglich setzt sich Zipperlein in die Sofaede, fragt als Mann von Welt, ob er rauchen dürfe, und brennt sich eine der türkischen Zigarettens an, die er aus dem Kiste mitgebracht hat; denn selbst das Rauchen hat er im Kriege gelernt.

Er gibt sich kramphastige Mühe, mit Fräulein Lammers in eine Unterhaltung zu kommen. Aber sie ist noch immer unverändert still und wenn er eben meint, daß sie aufstauen will, seufzt sie und verstummt von neuem.

Ob sie vielleicht Kopfschmerzen habe?

O nein, gar nicht —

Ja, sie habe aber doch etwas? Er habe es schon heute Mittag bemerkt. —

Sie schüttelt den Kopf, blickt von ihm weg zum Fenster hinaus vor dem leise einzelne Flocken zu tanzen beginnen und wiederholt: O sie habe nichts, gar nichts. Was das wohl sein sollte?

Der Kanarienvogel beginnt im Bauer hin und her zu hüpfen, fängt eine Strophe an, bricht ab und tauerl sich wieder zusammen, als sei es verlorene Liebesmühe. Es achtet doch keiner auf ihn.

Ob er noch wisse, wie schön sie früher immer Weihnachten gefeiert hätten? Diesmal sei es schwer. Die Rüsse seien so rar und die Äpfel unerquicklich teuer.

O, sagt er, es sei auch so sehr schön. Es ginge nun einmal nichts über die Heimat. Das habe er eigentlich erst jetzt recht einsehen gelernt, und er begreife nicht, wie er früher an alle dem habe vorbeigehen können, so ohne innere Dankbarkeit. Sie habe ihm ja immer schon das Haus so angenehm gemacht, und wenn sie nicht gewesen sei. —

Zaghaft legt er nach ihrer Hand.

O, er habe oft genug an die Pilsballe zurückdenken müssen. In Wagedonien habe er einmal ein schreckliches Heimweh gehabt.

Heimweh? sagt Fräulein Lammers und ihre Stimme zittert leise.

Ja, freilich, Heimweh. So ein rechtes, quälendes Heimweh, das einem wie ein Knäuel Wollgarn im Halse stecke und wie ein Stein auf der Brust liege, einem Arme und Beine matt mache und das Auge so trübe, als wenn man die Influenza kriege. Und darum habe er schon seit Monaten auf diesen Urlaub gewartet, und sich im Stillen gefreut. Denn es sei nicht bloß die Pilsballe, nach der er Heimweh gehabt habe, nicht bloß seine Stube, bewahre die Stube sei ja sehr schön und wirklich nicht das Mindeste daran auszusagen — aber — er räuspert sich hm! und schweigt. —

Warum redet er nur nicht weiter? denkt Fräulein Lammers, die Hand hinter dem Ohr.

Es habe ja am Ende nicht viel Zweck, darüber zu reden — aber wenn Fräulein Lammers es nicht übel nehme — am meisten habe er eigentlich nach ihr Heimweh gehabt.

Nach mir? wiederholt Fräulein Lammers und wird rot und blaß und dann so tief rot, als könne sie nie wieder blaß werden.

Ja — sehen Sie — sagt Zipperlein, der Krieg bringt einem auf allerhand Gedanken. . . . Ich bin ja nun längst kein Jüngling mehr — da wird es am Ende Zeit, daß man sich auf etwas Bleibendes besinnt. Und dann — ich habe Pläne. — Große Pläne! Ich mache mich selbständig.

Du mein Gott, sagte Fräulein Lammers bewundernd.

Jawoll! sagt Zipperlein, selbständig. Plumbom kann in Zukunft allein fliegen fangen. Sobald Friede ist, mache ich einen Laden auf, egal, was es ist. Sehen Sie. Es kann mir gar nicht fehlen. Einzulaufen verliert ich, und das ist die Hauptsache.

Wenn Sie dann Lust hätten?

Lust? fragt Fräulein Lammers. Sie habe wirklich nicht recht verstanden.

Ja, Lust, zu mir zu ziehen — oder, wenn Sie wollen — hm — und wir beide — hm!

Beide? fragt Fräulein Lammers. Eine dauernde Verbindung eingehen, sozusagen? Himmel, sagt Fräulein Lammers, Sie haben ja längst eine Braut! Ich? fragt Zipperlein verwundert. Ja doch. Da unten — in Wagedonien oder in der Türkei weis der liebe Himmel wo. Haha! sagt Zipperlein. Sie haben es doch gestern selbst erzählt. Zipperlein wird ein wenig rot.

Keine Sorge, sagt er. Das war nur — sehen Sie, wenn drei solche Kerle, wie Knüll, und Sped und der Schneider vor einem sitzen — und wollen durchaus was hören — nicht wahr? ein wenig Unteroffizierlein, Fräulein Lammers.

Wirklich? sagt Fräulein Lammers. Ihre Stimme zittert vor Freude. Ich habe die ganze Nacht daran denken müssen. Nicht möglich!

Ja — und ich habe mir gedacht — wenn es bloß zu Ihrem Glück ist, Zipperlein! Zipperlein ist gerührt und fest. Ja, wie war es denn — stottert er — Gott, Zipperlein, Sie passen man bloß mit mir.

Aber nee, sagt Zipperlein entrüstet — wie sollte ich wohl dazu kommen? — Zipperlein!

Darin liegt alles: Jubel, Freude, Ueberraschung — und Fassungslosigkeit.

Aber zugleich steigt es ihr heiß zum Herzen auf: Ich bin ja so viel älter als Sie, Zipperlein, beinahe sechs Jahre! Was macht das? sagt Zipperlein, wenn ich Sie doch gern habe?

Am nächsten Tage wußte es die ganze Pilsballe.

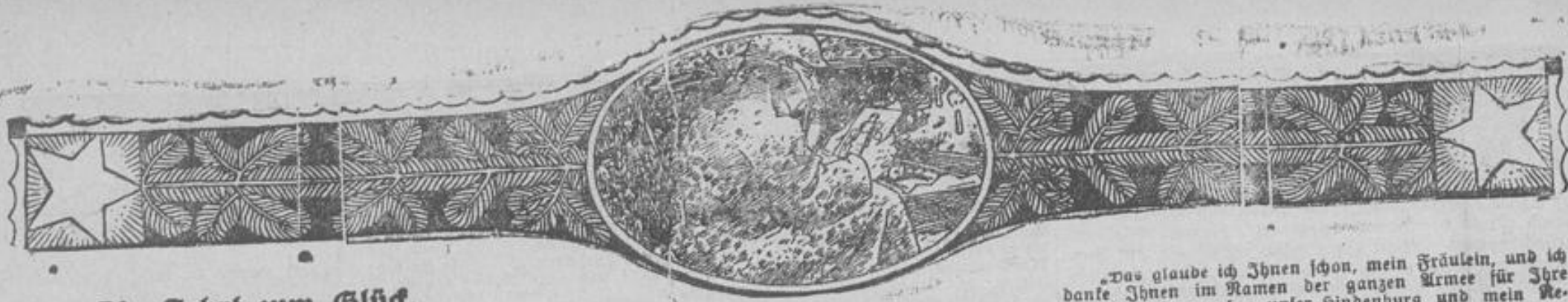
Die Wahrheit zu sagen: Es gab welche, die den Kopf schüttelten. Aber Knüll tat mal wieder den Ausschlag: Das ist ganz, wo die Liebe hinfällt — sagt er, und hatte recht damit wie immer.

\* \* \*

— Weihnachten in deutschen Wetterregeln. Fast alle Wetterregeln der ländlichen Bevölkerung Deutschlands, die von Weihnachten handeln, bringen die Ansicht zum Ausdruck, daß es um die Weihnachtszeit ordentlich schneien und frieren muß, weil dann um so eher ein schönes Frühjahr zu erwarten sei, und umgekehrt, daß ein laues Weihnachten einen strengen und langandauernden Winter nach sich zieht. „Grüne Weihnachten, weiße Ostern“, „Grüne Weihnachtsfeier, bedeckt Schnee die Ostereier“, „Zu Weihnachten Gras, zu Ostern Eis oder so was“, „Ist Weihnachten grün, ohne Schnee und Eis, so werden sein die Ostern weiß“, das sind Bauernregeln, die in ganz Deutschland bekannt sind. Im östlichen Deutschland heißt es: „Sind die Weihnachten grün, kannst du zu Ostern den Pelz anziehen“, und im Nordwesten lautet eine Bauernregel: „Hat Weihnachten fliegen, so hat Ostern Eischollen“. In den Weingegenden heißt es: „Weihnachten lau, feucht und naß, gibt leeren Speicher und leeres Faß“, dagegen auch: „Weihnachten kalt und klar, verheißt dem Winger ein gutes Jahr“. In Süddeutschland sagen die Landleute: „Besser, die Weihnachten knistern, als daß sie flüstern“, und eine sächsische Wetterregel heißt: „Weihnachten Schnee, Ostern Alee“. In Mitteldeutschland befaßt ein Spruch: „Sind Weihnachten die Bäume weiß von Schnee, so sind sie im Frühjahr weiß von Blüten“.

Die nächste Nummer unserer Zeitung  
erscheint am Samstag, den 29. Dezember.





## Die Fahrt zum Glück.

Wohnachtserzählung nach einer wahren Begebenheit von Fritz Reitter.

(Nachdruck verboten.)

Rastlos jagte der Schneekugeln dahin, der durch die nördlichen Teile des Bagerlandes eilige Reisende an die Ufer des sonnigen Rheins beförderte.

Still war es in dem Abteil, in dem sich außer lauter Frauen ein Feldgrauer niedergelassen hatte. Man las in Büchern und Zeitschriften oder musterte seine Nachbarn, gewissermaßen, um festzustellen, ob wohl ein Gespräch lohnend oder dem Gegenüber angenehm sein würde. Bald aber siegte das weibliche Mitteilungsbedürfnis, und rasch war eine allgemeine, ungezwungene Unterhaltung im Gange. Natürlich breiteten sich die Gespräche wie tann das jetzt auch anders sein — um den Krieg und seine Wirkungen auf die Einzelpersonlichkeiten. Da war eine rüstige Dreißigerin. Sie schilderte, wie sie so glücklich mit ihrem Manne gelebt und gestrebt, wie sie es allmählich von bescheidenen Anfängen zu hübschem Wohlstand gebracht, bis der Mann gleich zu Kriegsbeginn hinaus an die Front gerufen wurde, ihr allein die Sorge für das Geschäft überlassend, das noch dazu durch Kriegslieferungen sich sehr umfangreich gestaltet habe.

Erster lautete die Erzählung einer anderen Reisenden. Sie kam aus ihrer sächsischen Heimat, wo sie sich während des Krieges bei ihren Angehörigen aufgehalten hatte, und fuhr nun nach Karlsruhe, um dort ihren Haushalt aufzulösen und für immer nach Sachsen zurückzukehren; denn vor wenig Wochen hatte ihr Gatte die Treue gegen Kaiser und Vaterland mit dem Tode bezeugt.

So erzählte eine nach der anderen; denn jede von den Frauen hatte liebe Angehörige im Felde, um die sie sorgte und bangte. Still und teilnahmslos sah der Feldgrau dabei. Weder die herrliche Gegend, die zu den Fenstern des dahinsausenden Zuges hereingrüllte, noch die bald ersten, bald heiteren Gespräche der Frauen, die seinen Interesse irgendwie in Anspruch zu nehmen, schienen sein Interesse irgendwelche in Anspruch zu nehmen. Dumpf vor sich hinbrütend, blühte er ins Leere. Da wandte sich die erst erwähnte der Frauen, Frau Bleibtreu, aus Banreuth, direkt mit einer Frage an ihn: „Nun, Herr Soldat, Sie schauen ja gar so trübselig darin! Wird es Ihnen so schwer, wieder ins Feld hinauszugehen?“

„Ach, das nicht! Aber ich habe überhaupt das Leben satt. Am liebsten käme ich nicht wieder aus dem Felde zurück. Wer so allein dastehet wie ich, hat keine Freude mehr am Leben.“

„Nanu! Ein so junges Blut wie Sie, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, will schon am Leben verzagen?“

„Ja, noch vor Jahresfrist hätte ich es auch nicht für möglich gehalten! Ich bin städtischer Beamter, hatte bis zu Kriegsbeginn eine hübsche, auskömmliche Stellung und lebte mit meinen drei Brüdern in vollkommener Harmonie im Hause meiner Eltern. Als der Krieg begann, zogen wir vier begeistert mit ins Feld. Manches Gefecht haben wir als kampfesfrohe Bayern siegreich mit durchgemacht. Nun sind meine Brüder gefallen, meine Eltern starben vor Kummer. Ich stehe nun ganz allein. Was soll ich also noch auf der Welt?“

„Nun, wir geben alle zu“, erwiderte Frau Bleibtreu, „daß Sie wirklich ein recht hartes Los getroffen hat, und wir fühlen die innigste Teilnahme mit Ihnen. Aber gleichwohl möchte ich Ihnen sagen, daß ein junger rüstiger Mann wie Sie, dem noch die ganze Welt offen steht, trotz alledem keinen Grund zu einer Niederlage haben hat, wie Sie sie äußern. Wenn ich außerdem Ihre wohlgefüllten Pakete ansehe, dann komme ich fast auf den Gedanken, daß Sie wirklich noch nicht so ganz und gar verlassen sein können, sondern, daß es immer noch liebe Hände gibt, die für Sie sorgen!“

„In gewissem Sinne, verehrte Frau, haben Sie da recht. Ich war sehr bei Bekannten meiner Eltern zwei Wochen auf Urlaub. Gewiß, sie haben mich freundlich aufgenommen und haben mich beim Abschied reichlich mit allem nur Denkbarem ausgestattet. Aber eins konnten sie nicht: mir mein liebes, schönes Vaterhaus ersetzen.“

„Das kann ich Ihnen schon nachfühlen, lieber Herr. Ihr Gefühl ist nicht nur entschuldbar, sondern ganz natürlich. Ihr Schmerz eben noch zu frisch ist. Aber die Zeit wird kommen, wo die Wunden vernarben, und ich würde mich sehr wundern, wenn Sie sich dann nicht eine eigene Häuslichkeit gründen, die Ihnen vielleicht noch tieferes Glück gewährt, als es das Elternhaus trotz all seiner Traulichkeit vermochte.“

„Ja, wenn man es gut trübe, könnte man wohl nach Ihrer Ansicht handeln! Aber, was ich so von verheirateten Kameraden höre, hat mir kaum Mut gemacht, in den Ehestand zu treten. Ich bin deshalb längst fest entschlossen, ehelos zu bleiben, wenn ich heil aus dem Kriege heimkehren sollte.“

„Nun, das wäre ein recht voreiliger Entschluß, und ich hoffe, Sie werden sich das noch anders überlegen, wenn erst einmal die Rechte in Ihren Gesichtsfeld getreten ist! Ich gebe natürlich ohne weiteres zu, daß es Frauen gibt und immer gegeben hat, die wenig empfehlenswert sind, grade so, wie nichtsnutzige Männer — auch unter den Soldaten — recht häufig zu finden sind. Aber müssen Sie denn eine solche heiraten? Die verehrten Männer sollten nur hübsch die Augen aufmachen und sich nicht von jedem hübschen, glatten Gesicht, von äußerem Glitter und gewandten Manieren ohne weiteres betören lassen!

Schauer Sie nur hinein in zahllose tüchtige, ehrbare Familien, in denen noch immer die Töchter zu wogenden Hausfrauen herangebildet werden, da werden Sie sicher noch Mädchen finden, die es wohl wert sind, daß ein charaktervoller Mann um sie wirbt!“

Frau Bleibtreu fand mit ihren Worten lebhafteste Zustimmung bei allen Insassen des Zugabteils, die nun ihrerseits den Feldgrauen in regstes Interesse nahmen, bis es ihnen gelang, ihn völlig in die Enge zu treiben und ihn so seiner düsteren Stimmung zu entziehen.

Da ert der Zug. Eine der Mitfahrenden stieg aus, aber alsbald durch eine andere Reisende ersetzt. Gewandte, jugendlich frische Blondine betrat den Zug, das Abteil und nahm den einzigen Platz neben dem Feldgrauen in Besitz.



Sobald sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, kam auch das für wenig Minuten unterbrochene Gespräch wieder in vollen Fluß, an dem sich nun auch die neue Fahrgastin sofort in reger Weise beteiligte. Sie entwiderte dabei einen Frohsinn und Humor, daß sie bald alle mit ihrer frischen Laune angefeuert hatte.

„Ach, Fräulein“, meinte plötzlich Frau Bleibtreu, „in Ihnen ist uns eine wackere Bundesgenossin zuteil geworden. Denken Sie nur, Ihr Nachbar zur Linken hält so wenig von den Frauen, daß er sich entschlossen hat, ehelos zu bleiben!“

Mit ihren hellen blauen Augen, aus denen der ganze sonnige Frohsinn der Rheinländerin leuchtete, sah Fräulein Käthchen Fröhlich ihren Nachbar an. Ernst werdend meinte sie: „Nun, wenn er in so jungen Jahren zu so schwerwiegendem Entschluß kam, wird er wohl auch seine Gründe dazu gehabt haben. Uebrigens kann man es den armen Soldaten an der Front auch gar nicht verargen, wenn sie uns Frauen völlig entfremdet werden. Sie hören und sehen ja so gut wie nichts mehr von uns. Und was sie auf ihren fargen Urlaubsfahrten in der Doffentlichkeit sich spreizen sehen, ist oft auch nicht danach, in ihnen Wünsche nach dem Besitz einer Frau anzuregen.“

„Nun helfen Sie ihm auch noch, Fräulein! Das hätte ich zu allererst von Ihnen erwartet!“

„Ich denke ja gar nicht daran, verehrte Frau! Ich wollte nur erwägen, wie man dem Uebelstande abhelfen könnte, daß wir unseren wackeren Soldaten an der Front vielfach so fremd geworden sind. Wie herzlich gern ginge ich an die Front und viele meiner Freundinnen mit mir, um das zu ändern! Wir würden uns mühen, den Soldaten das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Und mittelbar hinter der Front möchten wir schalten und walten nach Art unserer bewunderungswürdigen Schwestern in den Lazaretten. Dort, wo unsere lieben Feldgrauen nach bitteren Kampftagen in den Ruhestellungen für ein paar Stunden ihre aufgeschreckten Nerven beruhigen, möchten wir ihnen dienen. Empfehlen Sie nur Vorschlag Ihren Vorgesetzten, etwa unserem Hindenburg oder Ihrem Oberst! Sie könnten ruhig auf meine Verantwortung hin einen Versuch mit uns Rheinländerinnen machen!“

„Das will ich lieber doch nicht tun, verehrte Fräulein! Ich fürchte, beide Herren würden sehr schwerwiegende Gründe dafür anzuführen haben, daß Ihr Vorschlag bei aller Anerkennung Ihres guten Willens doch für die Praxis nicht verwendbar ist.“

„O, Sie meinen, daß es zu Unzulänglichkeiten zwischen uns Frauen und dem Militär kommen könnte? Da kennen Sie freilich uns Rheinländerinnen schlecht! Wir sind gewiß gern fröhlich und guter Dinge, aber, wenn man uns zu nahe zu treten versucht, dann wissen wir uns schon zu wehren!“

„Das glaube ich Ihnen schon, mein Fräulein, und ich danke Ihnen im Namen der ganzen Armee für Ihre guten Absichten, aber unser Hindenburg und mein Regimentschef werden sich schwerlich überzeugen lassen!“

„Schade, schade, wirklich schade! Und ich hätte es so gut vor mit unserer Armee! Ich gedachte alle die vielen Etappenkräfte aus den Küchen und sonstigen Betrieben an die Front zu schicken und ihre Stellen mit Frauen und Mädchen zu besetzen, die Lust und Liebe zur Sache mitbringen. Schade, daß mich Hindenburg nicht mit in seinen Kriegsrat berufen hat! Er müßte mich doch neben General Ludendorff sehr gut gebrauchen können! Reinen Sie nicht?“

Lachend stimmten der Soldat und die Frauen zu, und ersterer sagte: „In die betrübliche Tatsache müssen Sie sich, liebes Fräulein, mit vielen anderen Sterblichen zu finden suchen, daß nicht immer die richtigen Leute an die richtigen Stellen gelangen. Ausnahmen wie Hindenburg und Ludendorff bestätigen nur die Regel.“

„Leider!“ nickte zustimmend Fräulein Käthchen mit einer Gebärde drolliger Verzweiflung, „und doch habe ich erst vorhin bewiesen, daß ich über ganz bedeutendes strategisches Talent verfüge und selbst hartnäckige Feinde in die Flucht zu jagen verstehe!“

„Um so mehr bedauern wir alle, daß Ihr weiser Rat im Großen Hauptquartier nicht gehört werden kann.“

Unter ähnlichen Gesprächen entschwand den Reisenden die Zeit wie im Fluge, und als man sich Heidelberg näherte, wo ein allgemeines Trennen eintreten mußte, hatte man so viel Interesse aneinander gewonnen, daß alle gegenseitig ihre Adressen austauschten und sich versprachen, auch für die Zukunft, wenn auch nur schriftlich, in Verbindung zu bleiben. Vor allem hatten die Frauen ihr Ziel erreicht, den wackeren Feldgrauen von seinem Wismut zu heilen. Er war allmählich in fröhlichste Stimmung geraten und setzte wohlgemut seine Reise nach Reg fort.

Wochen und Monate gingen ins Land. Im Drange der Alltagsgeschäfte hatten wohl manche der Beteiligten das kleine Erlebnis schon halb vergessen. Da kam das liebe Weihnachtsfest mit seinem holden Zauber und teilte jedem seine Gaben aus, dem einen mehr, dem anderen weniger. Auch bei Frau Bleibtreu in Banreuth traf eine Gabe ein, die ihr große Freude bereitete. Es war ein kurzes, offenbar sehr häufig abgefaßtes Schreiben:

„Sehr geehrte gnädige Frau!“

Wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, werden Sie sich gewiß im ersten Augenblick meiner nicht erinnern können. Ich möchte Ihnen daher zunächst unsere gemeinsame Fahrt im letzten Sommer ins Gedächtnis rufen und das Versprechen, das wir uns gaben, gelegentlich gegenseitig von uns hören zu lassen. Dies Versprechen möchte ich jetzt meinerseits Ihnen und den übrigen Damen gegenüber erfüllen, besonders da ich eine für mich recht freudige Nachricht zu übermitteln habe. Ich habe mich soeben mit Georg Wanne, unserem selbstgrauen Fahrgastgenossen, verlobt. Er war kurz nach seiner Ausreise ins Feld verwundet worden und ist nun aus dem Heeresdienst entlassen, da ihm die Wunde ein festes Bein verursachte. Kurz vor dem Weihnachtsabend überraschte er mich im Hause meiner Eltern, und da haben wir uns denn für's Leben gefunden und gebunden. In nicht zu ferner Zeit wird Hochzeit gefeiert. Ihnen, gnädige Frau, möchte ich noch ganz besonders danken, da Sie ja die ersten Fäden zu unserem Glück knüpften, die schließlich zum unlöslichen Bande wurden.

In großer Eile

Ihre

glückliche und dankbare  
Käthchen Fröhlich.

„So ist's recht!“ meinte Frau Bleibtreu, als sie den Brief gelesen, zu ihrem auf Urlaub anwesenden Gatten, dem sie sofort das ganze Reiseerlebnis erzählte.

Bei diesem sonnigen Kunde des Rheinlandes wird der gute Wanne seine schwermütigen Schrecken sicher ganz und gar vergessen, wenn es nicht schon der Fall sein sollte! Die Nachricht war mir wirklich eine liebe Weihnachtsüberraschung.“

## „Ehre sei Gott in der Höhe.“

Im Lukas-evangelium (2, 14) steht die Weihnachtsbotschaft, die von Luther folgendermaßen wiedergegeben worden ist: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Von diesem Text weicht ganz bedeutend die Fassung ab, die die katholische Kirche von jeder der Weihnachtsbotschaft gegeben hat. Diese lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Es handelt sich bei der katholischen Fassung um die wörtliche Uebersetzung des Textes der Vulgata, der lateinischen die wörtliche Uebersetzung des heiligen Hieronymus. Durch die Bibelforschung des heiligen Hieronymus worden, daß neuere Bibelforschung ist nun dargelegt worden, daß die Uebersetzung der Vulgata, die für die Katholiken maßgebend ist, dem Urtext des Lukas-evangeliums erheblich näher kommt als die Luther'sche Uebersetzung. Wie Adolf v. Harnack nachgewiesen hat, ist den besseren griechischen Handschriften dieses Evangeliums zufolge der Spruch nicht dreiteilig wie bei Luther, sondern zweiteilig wie in der Vulgata und in der auf sie zurückgehenden katholischen Fassung. Ferner aber verstanden er nicht, gehenden katholischen Fassung. Ferner aber verstanden er nicht, was sein soll, sondern was ist, und lautet danach: „Preis (er-schallt nun) in der Höhe Gott und auf Erden (herrsch) Friede bei der Geburt (Gott) wohlgefalligen Menschheit.“ In der Vulgata ist also der Schluß der Weihnachtsbotschaft eben nicht ganz richtig wiedergegeben worden, da die Worte „Preis“, „die eines guten Willens sind“ zwar dem Sinne nach den Worten des Urtextes „der Gott wohlgefalligen Menschheit“ entsprechen, aber dem Wortlaut nach nicht genau daselbst belegen.